

**Zeitschrift:** Schweizerische Lehrerinnenzeitung  
**Band:** 43 (1938-1939)  
**Heft:** 13

**Artikel:** Brief aus einem Dorf  
**Autor:** Villard-Traber, Anneliese  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-313746>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 13.10.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

und der beste Inhalt, der durchdachteste Aufbau scheitern dann hoffnungslos in der freien Rede.

Auch hier ist es wieder die Aufgabe des Sprechlehrers, durch suggestives Mitforttreissen, häufige Erzählungen kleiner Begebenheiten als Beispiel, die Schüler anzuregen, aufzulockern und ihr Vertrauen zu gewinnen. Sprecherziehung sollte nie auf einer zu bewussten Distanz und Autorität zwischen Schüler und Lehrer beruhen, weil die Aufgeschlossenheit der Schüler, ihre Anteilnahme und ihre Sprechbereitschaft, ja ihr Sprechbedürfnis das Material sind, aus dem sich die Sprecherziehung ergibt. Je kameradschaftlicher und offener der Ton zwischen dem Sprechlehrer und den Schülern wird, um so günstiger wird der Erfolg sein, weil Sprechen nicht nur ein methodischer und körperlicher, sondern auch ein seelischer Vorgang ist. Und das letzte und beste Ziel aller Sprecherziehung muss das geistig zwingende, suggestive Mitforttreissen und das aufgelockerte, lebendige Wort sein. Darum hüte man sich aber auch in der Sprecherziehung vor sogenannter « Abrichtung » und Schematisierung. Niemals darf die eigene Mentalität gebrochen oder ausgelöscht werden zugunsten einer Höchstleistung und Uniformierung. Eine allzu grosse Korrektheit und Gleichheit würde gähnende Langeweile und Farblosigkeit verbreiten. Sowohl das künstlerische Gestalten wie das Freisprechen muss innerhalb der Mentalität des Sprechers gebildet werden und zuerst dieser gerecht werden. Alles andere wird aufgepflanzter Zierat, komödiantenhaft oder leere Rederei, und niemals kann das das Ziel einer vernünftigen Sprecherziehung, besonders einer solchen im Rahmen der Schule sein. *Lisa Tetzner.*

---

## **Brief aus einem Dorf**

Meine Liebe !

G., 7. Februar 1939.

Wie schön sind diese zarten Sonnentage ! Der Himmel ist dünnblau, Häuser, Bäume und Hügel noch von leichten Nebeln umspinnen, aber an den rauhreifbedeckten Sträuchern glänzen vereinzelt frisch aufgetaute Tropfen, und ein alter, sonst unansehnlicher Balken blendet das Auge mit seiner im Sonnenlicht blitzenden Nässe.

Im Dorf ist es still. Selten siehst Du eine Frau mit dem Postkorb eilig in den Laden gehen. Und Männer scheint es erst recht nicht zu geben. Keine Wagen poltern die Strasse hinauf ins Holz und am Abend schwer beladen wieder zurück. Nur manchmal saust rasch und leicht das kleine, graue Auto des Vieharztes vorüber, oder Du hörst unheilverkündend die schweren Seuchenausos dumpf murrend herankeuchen. — Ja — die Seuche ist im Dorf. Schon zwei Monate lang duckt sie die Menschen in die Häuser, schliesst uns alle im Dorf ein, macht alte Leute noch älter, und kleine, zwei- und dreijährige Kinder lernen auf einmal, ganz genau auf sorgsam abgesteckte Grenzen achten. Von den Bewohnern der Nachbardörfer werden wir gemieden : es könnte nicht schlimmer sein, hätten wir die Pest.

Einen Monat lang blieb die Schule eingestellt. Aber trotz aller Sorgfalt hat es immer neue Fälle gegeben. Und das Ende dieser Heimsuchung liess sich nicht absehen. So begann man die Schule wieder. Aber die Kinder aus Häusern, die von der Seuche bis jetzt verschont blieben, sind zu andern Leuten, die kein Vieh mehr haben oder nie welches hatten, gebracht worden. Sie dürfen nicht wieder zurück, ehe die Seuche nicht vollständig aus

dem Dorf vertrieben worden ist. Du kannst Dir denken, dass da manches Herz heimwehschwer schlägt. Und wenn dann gar die Kunde kommt, in diesem oder jenem Stall sei die Seuche nun auch ausgebrochen — und es ist gerade im elterlichen Stall eines meiner Schüler, die jetzt nicht daheim sein dürfen — so wird Kummer — laut oder unterdrückt — sichtbar. Dass sie das Vieh nicht mehr sehen dürfen — das erkrankt sofort nach Zürich geführt und abgeschlachtet wird — das ist es, was sie schier zerreißen will.

Ich aber muss mich seit der Zeit nicht mehr nur für drei, sondern für sechs Klassen vorbereiten, denn unsere grösseren Kinder dürfen natürlich nicht wie sonst ins seuchenfreie Nachbardorf zur Schule gehen. Auch jetzt liegt ein Stoss Hefte, die fast aus allen sechs Klassen stammen, auf dem Schultisch unten. Aber ich musste sie noch zur Seite legen, musste den schönen Tag betrachten und Dir ein wenig schreiben. Denn nach dem Korrigieren könnte ich das nicht mehr so gut. Erstens würde dann dieser helle Wintertag schon in einen Winterabend, wie alle es sind, übergegangen sein, und zweitens hätte das Korrigieren vielleicht alle Lust, einen Brief zu schreiben, vergraben, verschüttet, erstickt. Oder geht es Dir nie so, dass Deine Seele beim Korrigieren grau wie Asche wird, staubbedeckt wie eine Blumenhecke an ungeteilter Autostrasse? — Also das Korrigieren erst später!

Als ich mich heute über Mittag am Fenster stehend über den schönen Tag freute, wollte es mir vorkommen, als seien unsere letzten Seminarjahre und die erste Lehrerinnenzeit wie dieser Tag gewesen: hell schon, aber doch noch zart dunstig, jedes Ding seine Wirklichkeit leicht verschleiern, doch hier und dort wundersam, geheimnisbeladen aufleuchtend. Aber später ist dann das Licht stärker geworden, Wärme ist ihm gefolgt und ungebeten — oder baten wir gar darum? — haben sie allen Nebel und Dunst verschluckt. Die kräftige Sonne hat alle Kanten und Ecken scharf beleuchtet, dunkle Winkel gefüllt, alte nasse Balken getrocknet, so dass sie vor unsern Augen in ihrer ganzen faulenden Wirklichkeit erscheinen mussten. Ja, manches wurde anders im starken Licht. Unsere Träume wurden gegenständlich, wir wurden ganz nahe an die Dinge geführt, mussten sie fassen, packen. Wir erfuhren das Leben und wuchsen langsam hinein.

Vielleicht dachte ich bis heute gar nie recht an diese Wandlung. Aber die Rauhreifbüsche, der verschwiegen-heitere, blassblaue Himmel erinnerten mich an eine Sehnsucht, die einmal in mir wohnte, die mir das ferne Leben gar wunderbar in vielfältiger Schönheit in die Seele spiegelte.

Besonders die Menschen sind's, die sich für meinen Blick geändert haben. Jene in den schattigen Winkeln sah ich damals überhaupt nicht. Nur auf diejenigen merkte ich, die sich dem grellen Lichte boten. Wenn sie dieses Licht dann zurückwarfen, glaubte ich, sie seien eigen-strahlend, selber Lichtgebärende. Geborgten Glanz erkannte ich nicht oder selten. Und manches, was ich für Blüten hielt, aus eigenem Saft emporgetrieben, war eigentlich Rauhreif und tropfte im ersten wärmeren Sonnenstrahl ab. Nicht dass der Schein nicht auch schön gewesen wäre — wie herrlich sind die Rauhreifbäume doch jetzt — aber hast Du nicht auch dieses Verlangen in Dir nach dem echt Gewachsenen, Dauerhaften, sich immer schöner Entwickelnden?

Damals tappte ich an der Wirklichkeit eines Menschen blind vorüber. Der Geist, die Klugheit eines Menschen, alles Schweben und Sein in jenen

lichtern Regionen über dem Irdischen war, was mich anzog. Aber die Wirklichkeit des Menschen, die Wirklichkeit, die uns auch den stillsten, bescheidensten Menschen so köstlich, so lieb macht und die wenig zu tun hat mit Geist, mit blendenden Geistesgaben, sie sah ich nicht.

Weisst Du, seit ich ringsum diese « wirklichen » Menschen ahne, fühle ich mich nicht mehr allein oder fremd hier draussen. Es macht auch nichts, dass ich nicht zu den Menschen gehen kann (wer wollte jetzt Besuche machen in dieser zur Vorsicht mahnenden Seuchenzeit!). Zu empfinden, dass überall, in jedem Haus, Menschen sind wie Du und ich, die Deine Freunde sein können, sobald Scheu und Scham, Misstrauen und Angst von ihrer « Wirklichkeit » abfallen, weisst Du, das zu wissen, macht mir mein Dörflein erst recht zur Heimat. Die schwere Zeit, die jetzt auf unsern Bauern lastet, zeigt sie auch eher, wie sie sind. Mir scheint es, sie besser zu kennen als vor Ausbruch der Seuche. Ich liebe sie mehr, und ich fühle mich ihnen verbundener. Das Dörflein ist nicht mehr *ihr Dörflein*, es ist *unser Dörflein*, so wie *ihre Kinder* schon lange *unsere Kinder* sind.

Ja, die Kinder, diese lebendigen, diese so ganz « wirklichen », haben nicht sie mir zuerst die Freude am Menschen « an sich » geweckt, an jenem Menschen, dessen Geist, dessen Klugheit nicht die gegenständlichsten Eigenschaften sind, dessen Wahrheit tiefer liegt ?

So will ich jetzt gerne nach unten gehen und die Hefte dieser kleinen Menschen korrigieren. Und so sage ich Dir gute Nacht. Vielleicht kommst Du im Frühling einmal hier heraus. Wir wollen hoffen, die Seuche sei bis dann vorbei und alle Weglein durchs Land für uns offen.

Mit herzlichen Grüßen

Deine *Anneliese Villard-Traber*.

---

## D' Jumpfer Lehreri

Händ er au scho öppe es Aug gha zum Wagepfeischer uus gäge d'Lägeren übere, wenn de Zug bim alte Stei verby am Wettiger Chloschter duregschnützt isch im Züribiet zue ? Dert luegt das prächtig alt Landhuus vom Blick über d'Limmet ewägg. En isigi Brugg treit eim anstatt em alte heimelige Weidlig a 's äner Bort, und en Fuesswäg het obsi im Holz zue. Grad änefür am Buecheschlag isch Ötlike, mys Paredysgärtli. Mer gseht em's nid scho vo wytem a, as en ganzi Wält voll Läben und Stärbe Platz het i dene elf Burehüseren inne, wo um di alt Schlossmühli umestönd wi Trabante um ihre Herzog. En Schnäggeturn luegt zu de breite Nussbäume uus, de Rauch chrüset obsi us em dunkelbruune Ziegeldach, Chüeschälle und öppen en Geislechlöpf sind di einzige Tön, wo-n-eim verzelle, as mer's no mit em hüttige Läbe z'tue heig, und nid mit eme verweuschtnige Platz. Über 's steinig Bogebrüggli chunnt mer zum Lindebrunne. Burefraue im rote Wehntalerbruschtlatz gwirbe im Pflanzblätz umenand, rahni Manne mit bruune Arme trampe hinder em Pflueg noh oder lade 's Heu uf d'Brügi, 's Grosi wägelet underdesse de Chly, und de Grosätti haut Wydli für di neue Öpfelzeine — 's isch alls no wi vor hundert Johre und blybt will's Gott no lang lang eso.

Und i das verstecktnig und verlornig Lägerenäschtli ie — prezys am March zue lit's zwüschem Aargäu und em Züribiet — isch di neu Jumpfer Lehreri amene schöne Morge ygmarschiert, so aller Freude und Gwunder